



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Silvester 1915.

Silvesterglocken läuten
Das alte Jahr zu Grab —
Wir denken aller Leiden
Und Freuden, die es gab.

So mancher, den wir liebten,
Entschlies in diesem Jahr,
So manches sank in Asche,
Was schön und blühend war.

Der Eine hat gefunden
Ein Herz für alle Zeit,
Der Andere verloren
Das Glück für Ewigkeit.

Silvesterglocken läuten.
Adel Du altes Jahr!
Wir wollen weiterstreiten
Um's Glück im neuen Jahr!

Um Sieg und um den Frieden,
Treudeutsch mit Herz und Hand,
Als Brüder, Seit' an Seite,
Fürs teure Vaterland! Franz Grosholz, Freiburg i. B.

Der Bursche des Prinzen Alexander.

Roman von Victor Gelling.

(Nachdruck verboten.)

Wie ein beglückender Hauch wehte die Nachricht durchs ganze Hotel: „Herr Prengel ist wieder da!“

Die Ankunft des Herrn Friedrich Prengel aus Köslin in seinem Stammhotel in der Dorotheenstraße gehörte zu den beliebtesten Ereignissen des Jahres. Portier und Oberkellner wurden sofort mit hallendem Zuruf, der Wirt, Herr Brösche, mit kräftigem Handschlag begrüßt. Herr Prengel zählte unter

Sein, Gotthelf Brösche sein Freund, vor dem er nicht seine allerpersönlichsten Familienorgen zu verheimlichen brauchte, Oberkellner und Portier alte, liebe Bekannte, die er als empfindungsfrohe Naturen in diesem immer moderner und kälter werdenden großen Berlin schätzte, Zimmermädchen und Biffolo seine Schützlinge.

Auch die Stammgäste des Hotels, die allezeit lebenslustigen und fidelen Reisenden aller Branchen, schätzten Herrn Prengel

als lebenswürdigen Gesellschafter, der einen Spaß vertragen konnte und für einen guten Witz nicht unempfindlich war. Sie alle freuten sich, wenn sie Herrn Prengel wieder begrüßen konnten.

Herr Prengel hätte es dazu gehabt, in einem der großen Taubenschläge zu wohnen, die neuerdings wie die Pilze in Berlin emporgeschossen waren, mit tönenden Namen zum Teil, die damals so gar nicht in das Stadtbild passen wollten, und selbst in Salig's Börsenberichten, die Herr Prengel



Unterstände als Wohnungen.

Wir zeigen in unserm Bilde Unterstände bei Stierniewice, die die Bewohner als Wohnungen benutzten, da die Russen ihnen ihre Wohnhäuser auf ihrem Rückzuge niederbrannten. Sie haben die Unterstände, soweit es geht, eingerichtet und haufen darin, bis wieder ihre Heimstätten mit Unterstützung der Deutschen aufgebaut sein werden.

die jährlich wiederkehrenden freundlichen Gäste, die einen warmen Ton in den nüchternen Gang des Geschäftes brachten. Für jeden hatte er ein liebes Wort, das Aufwasmädchen nicht ausgenommen, das dem Zimmermädchen mit an die Hand gehen mußte, wenn es not tat. Das Zimmermädchen selber kniff er bei Gelegenheit in die Backen, und er tat dies mit einer solchen Kunstfertigkeit, als habe er das ganze Jahr in Köslin nichts anderes geliebt.

Ja, das Hotel Brösche war sein

seit seinem geschäftlichen Aufschwung von 1887 gewissenhaft bezog, als Geschmacksverirrung bezeichnet wurden. Nein, er bevorzugte das alte, stillere Haus, wo man keine Nummer war, wo seine langen Gefühlsorgüsse noch offene Herzen fanden.

milderte. In der Erinnerung war dann alles zur schönsten Harmonie geformt, da sah er nur das schöne, elegante Berlin mit den schnurgeraden Straßen und glänzenden Häusern, der schmetternden Wachtparade, den blendenden Schaufenstern, den grünen Gärten und Denkmälern und den flinktrippelnden Dämchen. Die engen Stiefel, die ihn auf dem heißen Asphalt so ungeheuer drückten, waren dann vergessen. Die Wirklichkeit war lange nicht so harmonisch wie der nachfolgende Traum.

Immerhin gingen ihm die Tage in Berlin schnell dahin. Abends schmerzten ihm die Augen von dem Trubel, von dem ewigen Gassen und Treiben, und sein Kopf war ganz von dem Lärm der Stadt erfüllt. Und es war Tatsache, es schien ihm nicht nur so: das Gewoge des Straßenlebens wurde mit jedem Jahre bunter.

Den Aufzug der Wachkompanie zu sehen, ließ er sich niemals nehmen. Er erkundigte sich regelmäßig bei einem Schutzmann oder einem Gardisten, welches Regiment die Wache zu stellen hatte, und welchen Weg es nehmen mußte.

Am Militär nahm er lebendigen Anteil. Das war ein Ausfluß seiner persönlichen, patriotischen Eingebung. Diese Gesinnung stand ihm gut. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte das brave Köslin noch seine Festungswerke aufzuweisen gehabt, ihnen zuliebe hätte er auf die Anlagen und freundlichen Promenaden verzichtet,

in die die Wälle und Gräben umgewandelt waren.

Die Hinterpommern waren immer brave Soldaten. Wenn Herr Friedrich Prengel Zeit blieb und die kleine Mineralwasserfabrik, die er sein Werk nannte, ihn nicht gebrauchte, wie das in Tagen eines flauen Geschäftsganges vorkam, so pilgerte er mit seinem Dachshund „Fidus“ nach dem mit Nadel- und Laubholz bewaldeten Gallenberg hinaus, dessen einer Teil, der Fahrenberg, früher ein vielbesuchter Wallfahrtsort gewesen war, der aber seit undenklichen Zeiten ein Kreuz trug. Dieses Kreuz verkündigte die heldenmütige Tapferkeit der ruhmvoll 1813–15 gefallenen Söhne Hinterpommerns. So stand es da,



Der Thronsaal des Konats in Belgrad, der durch einen Granateinschlag zerstört wurde.

Auch die Straße mit ihrem blanken Asphalt war viel stiller. Automobile gab es noch nicht. Er kannte jeden der kleinen Läden von der Friedrichstraße bis zur Neuen Wilhelmstraße. Mit der gemächlichen Ruhe des Kleinstädters ging er von Haus zu Haus, beunruhigt, wenn in dem ihm bekannten Viertel bauliche Umwälzungen vor sich gingen.

Der neuzeitliche Millionenbau des Centralhotels, der ein ganzes Viertel kleiner und großer Häuser niedergelegt hatte, hatte ihn zuerst aus der Fassung gebracht. Was er in Köslins Verschönerungsleben als genutzenden Fortschritt empfunden hätte, in Berlin war ihm jede Neuerung ein Raub, dem das Berlin, das er mit Mühe und Not kannte, zum Opfer fiel. Auch ging ihm der Aufschwung zu schnell, die Umwälzungen über seine Begriffe. Von dem Hotelpalast an der Ecke mit seinen üppigen Restaurationsräumen, seinen 300, sage und schreibe dreihundert Zimmern, seinem Café und seinem Spezialitäten-theater mit dem feenhaften Namen „Wintergarten“, der alle Abende „proppvoll“ war, war es ausgegangen. Von hier aus griff der Drang, ins Ungemessene zu wachsen, auf das ganze Viertel über. Die ganze, einst so stille Straße war von einer großen Unruhe befallen.

Jetzt ging man am Ende daran, auch das kleine Schloßchen gegenüber der Neustädter Kirche umzubauen? Allerlei Handwerker machten sich hier zu schaffen. Wollten etwa Architekten der allerjüngsten Richtung auch hier an der Fassade dieses Hauses ihre Gefühle austoben? Man schien es ja beinahe als leidvolle Schmach zu empfinden, etwas Altertümliches und Stilvolles vor Augen zu haben.

„Sie werden doch nicht?“ fragte der Herr Prengel den Portier. „So'n altes Haus?“

„Warum nicht?“ sagte dieser. „Je älter, je dölter? Was es eigentlich ist, weiß ich selbst nicht, obwohl wir Wand an Wand wohnen. Aber ich wer'e mir erkundigen, Herr Prengel. Guten Morgen, Herr Prengel!“ — Friedrich Prengel besuchte seine drei Berliner Kunden, besonders seinen lieben Stoppod, mit dessen Vater er schon geschäftliche Beziehungen unterhalten hatte, und war für die übrige Zeit sein eigener Herr in der Residenz. Diese Tage flogen ihm wie in einem durchsichtigen Nebel dahin, der selbst das lange Zeit Ungeübte und Geräuschvolle der Großstadt



Berliner „Schipper“ im Westen.

ein Beispiel der Macheiferung für alle Zeiten. „Ihre Taten,“ pflegte Friedrich Prengel bei seinen Wallfahrten nach diesem Kreuz zu sagen, „bleiben unser Eigentum.“ Für den Wald als solchen hatte er, trotz der poetischen Verklärung, die aus seinen Worten sprach, nicht viel übrig. Das Nadelholz und

das Laubholz des Gallenberges war schön anzusehen, schöner aber war das Kreuz.

Friedrich Prengel bedauerte schmerzlich, daß er eine so kurze militärische Laufbahn hinter sich hatte. Aber er dachte und erwähnte des dämmernden Morgens noch sehr oft und gern, dessen milde Strahlen ihn von dem kleinen pommerischen Vaterstädtchen Abschied nehmen lassen. Mit wohlgepacktem Bündel hatte sich der Ausgehobene auf den Weg zu den Fahnen gemacht, die ihn in der stolzen Seestadt Danzig erwarteten. Sehr stolz war er in der Postkutsche abgefahren. Diese Reise bildete sozusagen den Glanz- und Höhepunkt in Friedrich Prengels militärischer Karriere. Denn als er in Danzig angelangt war, begrub das Schicksal die kühnen Heldenträume des Jünglings unter seinem Tritt von Erz. Im letzten Augenblick noch wurde er zurückgestellt und durfte als Ersatzreservist, den die Kriegsdrommete niemals wieder aufschreckte, in sein Köslin am Mühlenbach zurückkehren.

Aber das letzte, was ihm aus jenen schönen Tagen geblieben war, das Andenken an diese Reise, konnte ihm nichts in der Welt verdunkeln. Das neue Geschlecht der Mitbürger, das neben ihm emporgeschossen war, hatte ihn zum außerordentlichen Mitglied seines neugegründeten Militärvereins ernannt. „Einstimmig!“ wie er nie zu erwähnen vergaß. Das war tröstlich und angenehm. — Auf Friedrich Prengels Leben jedenfalls hatte die Tatsache, die in dieser Ehrung lag, einen entscheidenden Einfluß geübt. Vermag doch auch eine kleine, kaum wahrnehmbare Bewegung des Steuerruders die Richtung auch des größten Schiffes zu meistern.

So verbrachte er seine Tage in Wiederkehr in einem Lande, das sich überhaupt schon durch Wiederkehr auszeichnete. Dieses liebe Pommern war vom Raffinement des Lebens und den sozialen Wirrungen abgesperrt, von der Natur begünstigt, gegen Mangel und Unzufriedenheit gesichert. Unter diesen günstigen Auspizien konnte es einem „intelligenten“ und vor allem fleißigen Manne nicht fehlen. Anno vierundsiebzig machte sich Friedrich Prengel in Köslin selbständig, und heute war er nicht nur ein wohlangesehener Bürger, sondern auch, dank seinem vorzüglichen Mineralwasser, das er unter seine Mitwelt setzte, ein wohlhabender Mann. Die Mineralwasserfabrik Prengel florierte. Die Kundschaft sah in Schlawa, Bütow und Schivelbein, sie erstreckte sich bis an die See vor Rügen und hatte ihre Getreuen in der Reichshauptstadt. Mehr als kommerzieller Begabung war es Prengels Fleiß zu danken, daß das Geschäft so herrlich vonstatten ging. Dabei war das, was er an Gemüt besaß, nicht verloren gegangen.

Man entsinnt sich, daß eingangs gesagt werden mußte, daß es stets wie ein beglückender Sauch durch das Hotel Brösde wehte, wenn er dort abstieg. Und wenn der brave Prengel, und man kommt bei allen guten Eigenarten des Mannes schließlich nicht ganz darum, auch ein arger Kleinstädter war, so zählte er sich keineswegs zu den „Philistern“.

Und trotzdem war es Friedrich Prengel nicht beschieden gewesen, daß er seinen Trab so dahinleben konnte, wie er wollte. Nicht immer war es still und harmonisch in dem kleinen Hause am Kösliner Mühlenbach zugegangen.

Und daran war seine einzige Schwester Henriette schuld gewesen. Diese Henriette Prengel, die immer voll frommer Einsicht und Gläubigkeit gewesen war, die in Herzensstille und Demut neben ihrem unverehelichten Bruder dahingelebt hatte, war ein halbes Jahr lang das Stadtgespräch gewesen. Was seiner auch nur, und der Bruder am wenigsten, im Traume sich auszuendenken getraut hätte, Henriette, die schöne, tugendhafte Henriette Prengel, war eines schönen Abends, und zwar am 1. Mai 1886, bei Nacht und Nebel unter Benützung der Eisenbahn mit einem Komödianten des Kösliner Sommertheaters durchgegangen! Das war heillos und unerhört. Alle Gesetze der Vernunft waren aus ihren Bahnen. Erniedrigt und gedemütigt blieb der Bruder zurück. Er schämte sich seiner Schwester, die sich und ihn „vor aller Welt“ so bloßgestellt hatte. Er ging den Vessergekleideten aus dem Wege. Lange vermachte er es nicht über sich, der Schwester den Leichtsinn zu verzeihen. Sein gutes Herz trieb ihn wohl allmählich dazu, aber der Schwager, der Komödiant, Schauspieler Lear Gad, trug die Schuld, daß es nie zu einer Ausöhnung kam. Nicht nur, daß dieser leichtlebige Patron in Hamburg, wo das Paar sich hatte trauen lassen, das ganze Geld der Schwester durchbrachte, er strengte auch noch einen scharfen Prozeß gegen den Schwager an und suchte ihn — wieder „vor aller Welt“ — als einen gemeinen Dieb und Betrüger hinzustellen, der seiner Schwester zu wenig ausbezahlt habe! Und Henriette unterstügte sogar diesen gemeingefährlichen Charakter. Sie blieb dem Verführer treu, bis sie starb. Die Ehe hatte drei Jahre

gedauert. Lear Gad verschwand von der Bildfläche. Kein Mensch hatte herausbekommen, wo dieser Unmensch geblieben war. Auch die Polizei nicht.

Als die Nachforschungen derselben ergebnislos verliefen, geschah es, daß zum zweitenmal das ehrbare Friedrich Prengelsche Anwesen am Mühlenbach in Köslin in seinen Grundfesten in Aufruhr geriet. Die Vertreter eines weisen Hamburger Senats fragten bei der Stadtverwaltung Köslin an, ob und über von den hinterbliebenen Anverwandten der dahingeschiedenen Henriette Gad, geborenen Prengel, Sinnes und der Lage wäre, den elternlos in Hamburg zurückgelassenen Sohn, den dreijährigen Knaben Hilon Gad, der sich zurzeit in dem Waisenhaus für 500 Kinder befinde, an Kindes Statt anzunehmen. Der Senat hatte den Papieren des Knaben eine Photographie des Knaben Hilon auf dem Arme seiner Mutter beigelegt, und der Stadtrat, der den armen Prengel aufs Rathaus bestellt hatte, fügte seinerseits hinzu, ein so reizendes Geschöpfchen habe er noch niemals auf einem Bilde gesehen.

Das ganze gute Herz des Onkels, so gequält er auch umhergesehen hatte, war an diesem Tage zum Ausdruck gekommen. Friedrich Prengel erklärte sich nach kurzem Besinnen und einer Rücksprache mit der fünfzigjährigen Auguste Walter, die ihm die Wirtschaft führte, bereit, Vaterstelle an dem mutterlosen, vom Vater verlassenen Kinde zu vertreten. Er bekräftigte die übernommene Verpflichtung mittels Handschlages an Eides Statt und erhielt seine Bestallung.

Acht Tage später traf das Bündel in Köslin ein und führte seitdem den Namen Wilhelm. Vor dem anderen Namen aus dem Reiche der Elfen und Komödianten war Friedrich Prengel wie vor dem Biß einer Ratter zurückgeschreckt. Aber das unflügge Wilhelmchen hatte er in seinen Schutz genommen und es betreut.

Als wir Herrn Prengel diesmal im Hotel Brösde in der Dorotheenstraße absteigen sahen, zählte dieses Wilhelmchen ausgerechnet sechzehn Jahre; Frau Walter aber war an die siebzig, und sie war etwas gebrechlich, so daß sie die kleine Rehfuf, die Tochter einer Wadefrau, zu ihrer Erleichterung in die Wirtschaft hatte nehmen müssen.

Schließlich hatte Herr Prengel auch seinen letzten Berliner Kunden besucht und sich von ihm verabschiedet. Nun sehnte er sich wieder nach der pommerischen Heimat, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß Berlin noch immer im Werden und Streben war. Das quoll förmlich aus dem Boden hervor, aus diesem Boden der rastlosen Arbeit, und nahm eine Entwicklung an, deren statistische Umrisse schnell ins Uferlose wuchsen. Inmitten dieser Dimensionen, Gesichte und Erscheinungen konnte man ja kaum noch die äußeren Eindrücke festhalten. Es war keine Frage: Durch dies Berlin ging der Lauf der Weltgeschichte!

Wieder einmal die Unendlichkeit dieser denkwürdigen Stadt gespürt zu haben, das allein wog zehnmal Mühe und Preis der Arbeit auf. Seefahrer können es nicht lange am Lande aushalten. Herrn Prengel ging es so mit Berlin.

„Ich lichte morgen früh die Anker,“ erklärte er, als er von der Wachtparade ins Hotel Brösde zurückkehrte.

Der Portier tat erschrocken. „So was!“ sagte er. „Soll's Ihnen nicht gefallen in Berlin?“

Herr Prengel schüttelte. Seine Stiefel drückten ihn. „Et was heiß habe ich's diesmal wohl angetroffen,“ sagte er. „Und dann der Staub!“ Er wies auf seinen Anzug. „Da, sehen Sie bloß!“

„Das kommt von dem Neubau nebenan. Ich habe mir übrigens erkundigt. Es ist wahr und wahrhaftig 'n richtiges Schloß. Ein Lustschloß, wo früher, wie es die Dorotheenstraße noch ja nicht gegeben hat, mittenmang in Wald jenseits ist. Det is hier allens noch Tierarten jenseits.“

„Was Sie nicht sagen!“

„Un abgerissen wird es auch nicht, det olle Jagdschloß. Bloß renoviert. Ein Prinz soll rinzieh'n, wenn's fertig ist.“

„Ein — ein Prinz?“

Auf dem braven Gesicht Friedrich Prengels malte sich sein ganzer verhaltener Patriotismus.

„Ja, ein richtigehender Prinz, den sie hier erwarten. Ich weech allens vom Bauführer. Der Prinz heißt Alexander, un det Jagdschloß jibt ihm der Kaiser als Logis. Is ja natürlich 'n Offizier un so.“

Friedrich Prengel war ganz von dieser Neuigkeit angefüllt. Das war sehr interessant. Und nun konnte man sich's auch gefallen lassen, daß das Schloßchen umgemodelt wurde. Es ging ja an der historischen Prägung nichts verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Mühsam las die gebrechliche Greisin die winzigen Brotkrumen auf, die ihren zitternden Händen entfallen waren und deretwegen man sie gescholten, liederlich und verschwenderisch genannt hatte.

Schritte drangen an ihr Ohr. Sie kamen.

„Was sie nur hat, weißt Du es?“

„Weißt Du's?“

„Altweibergrillen!“

Der Mann schlug frachend die Tür hinter sich zu, seine Frau ging ihm nach. Sie kehrte aber noch einmal zurück, etwas Mitgefühl, ein klein wenig Neugierde trieb sie.

„Großmutter, Ihr seid so still, so komisch, fehlt Euch etwas?“ Sie zog das krumme verhugelte Weiblein aus der Ofennische ans Fenster und wartete — und wartete.

Die Ahne schwieg; nur die zurückliegenden Augen redeten eine Sprache: „Laßt mich! Laßt mich!“ schauerte auch der zahnlose Mund.

„Laßt mich, Quatsch! Meinethwegen tut dumm.“

Unbefriedigt eilte die Jugendliche hinaus.

Einen traurigen, weltfernen Blick sandte die Alte der erzürnten Enkeltochter nach. — „Om.“ — Sie hatte so ihre eigenen Gedanken. Die eiskalten Hände knisterten ineinander. „Wenn ich sterben könnte!“ —

Im tollen Wirbel stürmte eine Schar Kinder herein, eigene und fremde.

„Geht weg vom Ofen, Großmutter, wir spielen Berstecken.“

Der Große, dessen dünnes Lebensfädchen sie durch Aufopferung und Gintanzekung der Gesundheit zu einem kräftigen Zweig entwickelt hatte, zerrte sie selbst fort.

„Du böser Junge!“ Ein leichter Klaps traf die Hand des rüpelhaften Kindes.

„Warte, ich werd's dem Vater sagen.“ Geulend stürmte er davon.

„Was, meinen Jungen magt Ihr zu schlagen? Wehe, noch einmal, dann ist es aus zwischen uns!“

Die alte Frau zuckte ängstlich zusammen, wieviel derartige Szenen hatte sie schon erlebt. Die Kinder sicherten, der Mann ging grossend hinaus.

Ein heißes Wallen zwängte sich aus ihrem morschen Innern. Derselbe, der ihr jetzt so harte Worte gesagt, war einstmals vor ihr auf die Knie gesunken, hatte den Kopf in ihren Schoß gebettet, und weinend um die Rettung seiner Ehre ge fleht. Viel, fast alles gab sie damals hin, um die Schulden des Leichtsinns zu begleichen.

„Om, hm. Die Welt, der Undank!“

Wieder rangen sich bei ihr schwermütige Gedanken durch. Sie hätte gern einmal geweint, sie wäre gerne gestorben.

Da gesellte sich einschiekelnd ein winziges Fädchen Sonne zu der Einsamen. Es verstand das Mütterchen und kribbelte ihr mollig die welsken Hautfalten. Suchend drang es in ihr Ruheplätzchen ein, bis es befriedigt an dem verstaubten Eckbrettchen mit den Arzneiflaschen und Pomadenbüchsen haften blieb.

Sinnend folgten die flackernden Augen dem Strahl, wie dem Glück. Licht und Sonne, das fehlten ihr, seit der Gefährte im kühlen Grabe lag. Unstet stand sie plötzlich auf. Leise, ganz leise schlich sie sich in die Kumpfkammer, die gerade noch gut

sein mochte, ihre Sachen zu beherbergen. Eine kleine Pappschachtel unter der Schürze haltend, kehrte sie zurück. Behutsam fuhren die überschlangen Finger in das Gewirr des Konsolchens. Sie säuberte es sorgfältig, die flebrigen Büchsen und Flaschen begnügten sich mit einem Plag am Boden.

Erinnerungstrunken nahm sie den Deckel vom Behälter.

Oberauf lag eine Photographie, alt und gelb, stümperhaft gemacht. Sie stellte einen jungen Mann mit ernstem, weltflugen Zügen dar, aus denen jedoch auch echte Herzensgüte leuchtete. Er trug die Tracht der siebziger Jahre.

Das Bild nahm die Greisin, schlang ein noch älteres, zerfahrenes Band herum und stellte es hinauf. Und gleichsam zur Bekräftigung an die rechte Seite eine verwelkte Rose, sie bedeutete den Anfang des kurzen gemeinsamen Glücks. An die Linke ein verdorrtes Stücklein Myrte, der traurige Rest eines schweren Kranzes. Wie sie die Jugend und die Freude verließ, so verlor auch hier der heilige Schmut einer Braut Blatt für Blatt, bis nur noch die fahlen Rippen auf den erfüllten Zweck hinzeigten. — Aber, es waren Gedenksteine, Erinnerungen von hellstem Glanze.

Alte Tanzkarten, im Brausegefühl der Flatterjahre geschrieben, Reime, Schleifen und ein Medaillon mit der Locke seines Haars; alles das fand dort oben eine Stätte.

Frau Sonne meinte es gut. Mehr umhüllten ihre erheiterten Boten das stille Dertchen am Ofen; sie beleuchteten diskret, aber mit inniger Wärme dieses Brettchen, den Erinnerungstempel einer Urahne. Fern von der grauen Wirklichkeit sah sie da. Sogar ein mattes Lächeln zauberte ihr die heimliche Freude ins Antlitz. — „Du Guter!“ Die mageren Hände ergriffen zitternd das Bild des Gatten, einen wahrhaftigen Kuß brachten die gemeißelten Lippen hervor. —

Draußen aber, nicht weit von ihr, nur durch ein dünnes Mauerwerk getrennt, beriet man über ihr Schicksal.

„Es ist am besten, wir besprechen es gleich mit ihr,“ sagte der Mann. „Willst sie ein, so schreibe ich heute noch an das Altersheim. Sie ist dort gut versorgt und kann uns noch dankbar sein. Komm!“ —

Die alte Frau fuhr erschreckt zusammen.

„Höre mal, Großmutter, wir dachten eben daran, daß es vielleicht besser für Dich — — — aber — was sollen denn die Flaschen hier am Boden und der Krimskrans dort oben? Meinst wohl, ich hab' den ganzen Tag Zeit, um Dir nachzuräumen, — he?“

Die Hausfrau vergaß ganz den Zweck ihres Kommens. Wütend riß sie die Sachen der Großmutter herunter, zerknüllte in beiden Händen die Rose und warf sie und die übrigen Gegenstände in den Ofen. — Das Bild lag zerbrochen im Kohleneimer.

„Das kommt davon, weil Du vor Langeweile nichts anzufangen weißt!“

Ein schwerer, schwerer Seufzer entrang sich dem alten Mütterchen. Sie hätte so gerne geweint, sie konnte nicht. Der wacklige Mund vibrierte, aber Worte zu formieren, dazu gebrach es ihm an Kraft.

Sie wandte hinaus.

Die Zwei sahen ihr stumm nach. Regte sich das Gewissen bei ihnen? — Wohl nicht. —

Die Alte lebte nicht mehr lange.

Die Madonna mit den Perlen.*)

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

In dem alten Thüringer Schloß Kranichstein ist Besuch eingelehrt. Der jüngere Bruder des Westphäler Walter Riese, der amerikanische Kunsthändler William Riesen, ist nach 20jähriger Abwesenheit nach Deutschland zurückgekehrt und hat im Schloß Kranichstein freundliche Aufnahme gefunden. William Riese, der 25 Jahre zählt und 10 Jahre länger ist als sein Bruder Walter, hat eine harte Schule durchgemacht, seitdem er das Vaterhaus verlassen, es aber durch Fleiß und Ausdauer zu Ansehen und Wohlstand gebracht. Er ist durch seine Kunsthandlung mit den Milliardären der neuen Welt in Verbindung getreten und hat auch die Reise nach Europa auf der Kurussacht des Bankiers Meyer & J. Brown zurückgelegt. In Kranichstein, wo William nur einen kurzen Aufenthalt nehmen wollte, fühlte er sich von seiner jugendlichen Nichte Eva herab gezogen, daß er längere Zeit dort zu bleiben gedankt. Sein Bruder Walter, der das väterliche Schloß übernommen hat, ist fast ein Menschenfeind geworden, der sein Vermögen durch widrige Umstände verloren hat und nur Genuß findet im Lesen alter Chroniken und Geschichten.

William verlor das Bruders Interesse für die Welt wieder zu wecken, er schlug ihm vor, in sein Geschäft einzutreten und nach alten Kunstwerten in Deutschland auf die Suche zu geben. Er könne getrost im eigenen Hause anfangen, in welchem man habe schon viele Wespische, seien oft sehr wertvolle Sachen zu finden. Mit Eva stand der Onkel bald auf vertrautem Fuße, während Frau Maria Riesen dem Schwager gegenü er etwas zurückhaltend war. Eva erzählte dem Onkel, mit dem sie das alte Schloß durchstreifte, von einer Bildgräfin, die einst hier gebauet und nun im Grabe nicht Ruhe finden könne, da ein kostbarer Perlenkranz nicht um ihren Hals liege. William lachte darüber und sein Bruder, dem er davon berichtete, gab ihm Kenntnis von der Chronik des Schloßes, in der zu lesen war, daß sich im Schloß ein Bild von dem berühmten Maler Leonardo da Vinci befunden habe, eine Madonna mit einem Perlenkranz darstellend, das aber anscheinend im 16. Jahrhundert Kriege verschwunden sei. William beschloß, nach dem Bild zu suchen und von Eva unterstützt fand er auch an einer verborgenen Stelle hinter dem Schornstein ein altes Gemälde, das aber nicht die Madonna, sondern einen schwedischen Feldherrn darstellte. Sachend sagte William dem Bruder, er werde den Schwaben mit nach Amerika nehmen und ihn dort als Ahne, der mit der „Mayflower“ einst ins Land gekommen, einem dortigen Milliardär verkaufen.

*) Die neuen Abonnenten führt dieser Auszug aus dem bereits erschienenen Roman sofort in die laufende Wochennummer ein.



„Ein Prost dem Siegesjahr 1916!“

etwa
„Dan
ihren
halbe
ruffi
Land
haben
masch
josen
zu A
lang
lich
Tro
behan
Durd
len“
reits
jande
unser
seren
mörd
wohl
stehen
ange
einen
Dirne
die
ruffi
zog,
und
hat,
wo e
könne
1915
Über
reich
Silba
schen
beach
fiach
gerge
uns
knapp
werde
sich
nicht
2
unfa
une
halb
gut,
bei u
einma
in G
Könze
lofale
sprud
winne
darun
sein:
au i
allen
des 2
tender
der d
Gochst
bliebe
aleich

— Zum Weihnachtsfest beschenkte William die Verwandten in reichem Maße. Gleich nach dem Feste nahm er das Suchen nach verborgenen Schätzen wieder auf und entdeckte bald auch im Keller vermehrt ein Kästchen, das 200 Perlen enthielt, die anscheinend einem Halsband angehört hatten, dazu Dokumente, die in einer Geheimschrift abgefaßt waren. Auf einem anderen Blatt waren die Worte zu entziffern: „Werden man denn kein Gold mehr gewußt, sich vom Feind zu retten und zu lösen, sie selbst hat des Feindes Gewandung nehmen gemußt.“ „Umsonst suchten die Brüder nach einer Lösung der geheimen Schrift und schließlich fandte Walter sie zu seinem Sohne Otto nach Heidelberg, der in der Klinik des Professors Weiland die Stellung als Assistentenarzt bekleidete. Doktor Otto Rosen hatte erst kürzlich den Sohn des Bankiers Brown von einer Gehirnerschütterung geheilt und war bei dieser Gelegenheit auch in die Familie des Amerikaners eingeführt worden. Er hatte sich sterblich in die Tochter Browns, die reizende Daisy, verliebt und auch sie hatte an dem jungen Doktor Gefallen gefunden. Damit neckte nun Doktor Marwin, der Otto Rosen besucht hatte, diesen, als er ihm die rätselhafte Inschrift zeigte, die ihm der Vater gesandt. Heinrich Marwin hatte bald die Lösung gefunden: es waren die Maßnahmen verzeichnet, die man im Jahre 1832 getroffen hatte, um die Schätze des Schlosses Kranichstein vor den anrückenden Kriegsvölkern zu bergen. Sorgfältig barg Doktor Rosen den Text in der Briefstube. Auch William Rose ließ die Schrift seine Ruhe, bis ihm plötzlich der Gedanke kam, daß mit den Worten: „sie mußte des Feindes Gewandung nehmen“, nur gemeint sein konnte, daß die Madonna, um sie zu verbergen, des Feindes Kleid hatte nehmen müssen, also mit dem Schweden übermalt sei. Ganz aufgeregt darüber sagte er sich, daß nur Ruhe und Gelassenheit zum Ziele führe.

(Fortsetzung.)

Aber trotz dieser guten Vorsätze dauerte es dennoch viele Minuten, bis der sonst so ruhige Amerikaner sich wieder völlig in der Gewalt hatte.

Dann nahm er das Bild von der Staffelei und legte es wagerecht auf den großen Tisch. Er wußte, daß dies Bild da vor ihm in Temperafarben gemalt war. Höchstwahrscheinlich war das ältere Bild darunter ein Ölgemälde. Dann war die Aufgabe sehr einfach. Aber es konnte ebenfalls Tempera sein und dann mußte er seine Restaurierungsmethode mit allergrößter Vorsicht anwenden, so daß sie wohl das obere Bild zur Ablösung brachte, das untere dagegen unverfehrt ließ.

Nun, wo es zu handeln galt, kehrte ihm die Kaltblütigkeit vollkommen zurück. Mit der größten Sorgfalt mischte er seine Essenzen und Lösungsmittel und trug dann von der so erhaltenen wasserhellen und stark aromatisch riechenden Flüssigkeit ein wenig auf eine Stelle hart in der Ecke des Bildes, etwa in der Größe eines Quadratzollens auf.

Mit der Uhr in der Hand verfolgte er die Einwirkung der Flüssigkeit. Ruhig beobachtete er den Gang des Sekundenzeigers und zur vorgeschriebenen Zeit nahm er ein anderes Gefäß mit Wasser zur Hand und begann mit einem großen weichen Dackshaarpinsel die Stelle zu waschen. Langsam verschwand der grünschwarze Ton, der hier auf dem schwedischen Bild vorhanden war und zu einem schweren Beltvorhang gehörte.

Zimmer lichter wurde die Stelle . . . — Und dann traten die klaren nackten Fasern der Leinwand zutage.

William Rose schleuderte den Pinsel mißmutig zur Seite. An dem Ergebnis war nicht mehr zu zweifeln. Das Bild da vor ihm war nicht übermalt. Es war eine einfache Temperaschilderei, die direkt auf der groben Leinwand lag.

Der Amerikaner ließ sich verstimmt und abgespannt in den Stuhl fallen. Die Enttäuschung war allzu groß. Eben noch glaubte er, den seltenen Schatz ganz sicher in der Hand zu haben, und nun zeigte es sich, daß ihn seine Einbildung nur genarrt hatte, daß er dem ersehnten Ziele auch nicht um einen Schritt näher gekommen war.

„Dann kommst Du vermaledeiter Schwede doch auf die Mayflower,“ knirschte er ingrimmig, während er das Bild wieder auf die Staffelei zurückstellte.

Es war also wirklich nichts zu erreichen. Nach dem mißglückten Experiment mit dem alten Schweden hatte William das Bild mißmutig auf die Staffelei zurückgestellt.

Auch von seinem Sohne hatte Walter Rosen bis jetzt keinerlei Nachricht auf seine Anfrage erhalten. Wahrscheinlich konnten die klugen Herren in Heidelberg die Chiffre ebenso wenig lesen, wie er und sein Bruder.

William Rose hatte den festen Vorsatz, das Geheimnis zu entdecken, den Schatz zu finden. Aber er verhehlte es sich nicht, daß die Aussichten dazu von Tag zu Tag geringer wurden. Und er dachte auch an sein Geschäft in Newyork, dachte daran, daß er schon viel länger in Kranichstein verweilte, als er ursprünglich beabsichtigt hatte.

Es war ein eigenartiger Zwiespalt, in welchem der Amerikaner sich befand. Auf der einen Seite die aufregende Jagd nach verborgenen Schätzen. Auf der anderen Seite ein Pflichtgefühl, welches ihn an jedem Tage stärker an seine Newyorker Geschäfte mahnte. So wäre er vielleicht doch schon längst wieder auf der Rückfahrt gewesen, wenn nicht zwei Augensterne ihn hier gehalten hätten.

Während er so vor sich hin überlegte, was tun, drang vom Hofe her lautes Sprechen zu ihm. Da sprach doch Eva — und

jetzt eine tiefe Männerstimme, merkwürdig warm und eindringlich klang sie zu ihm, ohne daß er ein Wort verstehen konnte. Aber er trat ans Fenster und wirklich — da stand ja Eva — und vor ihr der junge Veit, gar prächtig und mächtig anzusehen in seiner frischen Jugendkraft. Es gab dem Lutscher am Fenster einen Ruck durch und durch, als er sah, wie der junge Mann Evas Hand ergriff und an die Lippen führte und jetzt hörte er deutlich Evas helle Stimme, verstand ihre Worte: „Du kannst Dich fest auf mich verlassen, Konrad, ich bring's zum guten Ende. Du wirst sehen, daß ich Dich glücklich mache!“

Da fuhr William Rose vom Fenster zurück, das Pantendooble blieb ihm im Halse stecken, aber er bewegte sich in einer Art Negertanz und brummte dabei: „Ich alter Fiel — ich — und es dauerte eine ganze Weile, ehe er sich gefaßt hatte und dann kurzer Hand in seines Bruders Zimmer hinabging.

Seine erste Frage betraf die Anfrage Walters an seinen Sohn — es war noch keine Antwort da — zweitens teilte er seinem Bruder mit, daß er jetzt zurückkehren müsse, denn sein Geschäft brauche ihn nötig in Newyork. — „Was geschehen konnte, hab ich getan, old boy, es wird nun alles besser werden, was wir fanden — werde ich noch möglichst vorteilhaft verwerten — so daß Du aus den Sorgen kommst!“

Walter blickte seinen Bruder erstaunt an: „Warum hast Du denn plötzlich so große Eile mit Deiner Rückkehr, William? Das kommt ja völlig überraschend?“

„Na Du weißt ja, ich bin ein Mann der schnellen Entschlüsse — und endlich selbst ist der Mann, es ist besser als alle Schreiberei, wenn ich meine Geschäfte selbst in die Hand nehme — also in acht Tagen geht der große Steamer „Kaiser Wilhelm II.“, mit dem will ich fort.“

„Ja, ich kann Dir's nicht verdenken,“ erwiderte Walter. „Du mußt tun, was Dir recht scheint. Also in acht Tagen — wir werden Dich alle sehr vermissen. Man hat sich recht aneinander gewöhnt. — Halt! Was war denn das?“

Wie ein leiser seufzender Ton klang es da von irgendwo her — vom Nebenzimmer, vom Korridor, aus irgend einem Winkel — beide Brüder horchten gespannt — aber alles blieb still. — Und als William Rose die Tür zum Korridor öffnete, war die schlanke Mädchengestalt, die dort an der Tür gelehnt hatte, längst verschwunden.

Graue Nebelschleier webten in den Risten, der Wind vom Westen versuchte vergebens sie fortzutragen, geschmolzen floß der Schnee in eisigen Tränen von den Baumzweigen.

Die Spagen hielten sich in den Strohdächern der Stallgebäude verborgen. Nur die Nebelkrähen krächzten in der grauen Luft.

Ein Tränenhauch war in der Natur und auch Eva hatte Tränen in den großen Blauaugen, als sie lässig wie unter einer schweren Bürde durch die Parkanlage schritt.

Ihr Herz schlug schwer und dumpf — in der jungen Brust wie nie zuvor — sie schüttelte den blonden Kopf über sich selbst.

Was war ihr nur? Daß Onkel William nicht immer hier bleiben konnte, verstand sie doch von selbst. — Aber unter all der Freude und der Lebenslust, die seine Anwesenheit in ihr erweckte, hatte sie nie an ein Scheiden gedacht, wie sollte es nur werden, wenn seine gute Laune, seine Lebhaftigkeit und Herzlichkeit ihr in Kürze fehlen würden!?

„Dann sterbe ich vor Sehnsucht!“ sagte sie laut vor sich hin — und da stand er plötzlich vor ihr, wie aus dem Boden gewachsen — auf direktem Wege durch das Unterholz war er gebrochen, um sie einzuholen, und wie sie sein Gesicht sah, schämte sie sich ihrer Tränen und wandte den Kopf zur Seite.

Aber er schritt bereits neben ihr und wandte mit sanfter Hand ihr Gesichtchen zu sich.

„Nun, Evi — Tränen? Wer hat Dir Böses getan. Kind, was macht Dir Schmerzen?“

„Oh! Niemand . . . nicht,“ sagte sie heftig. „Ich dachte nur über alles Mögliche nach — und da überkam's mich so — laß, bitte — es geht schon vorüber.“ Dabei aber zuckten ihre Lippen in verhaltenem Jammer.

Er drückte ihre herabhängende Hand: „Oho, kleiner Kamerad, so leicht kommst Du nicht davon, nun mal erst Farbe bekann! Sieh, ganze acht Tage bin ich noch hier bei Euch, ehe es über Bremen westwärts geht. — Und so lange noch mußt Du mir alles vertrauen, was Dich quält. Was Du Deinem Vater nicht verraten willst — mir sollst Du es aber vertrauen — selbst einen Liebhaber wollte ich Deinem Vater anpreisen, wenn es Dich glücklich machte. — Sag! ist's vielleicht Dein Jugendfreund, der junge Veit, den Du glücklich machen willst?“

Einen Augenblick sah ihn Eva verblüfft an. Dann schüttelte sie das Köpfchen: „Der arme Konrad, ja, Onkel William, dem muß ich helfen. Er liebt ja die Anneliese von Pastors. Sein Vater will es nicht zugeben, weil sie kein Geld hat und der Pastor will seine Tochter keinem Bauern geben. Nun soll ich die alten Herren willfährig stimmen. — Ich hoffe bestimmt, daß ich's fertig bringe.“

William Rose blieb stehen und holte ein paarmal tief Atem. Also das war es gewesen, was ihm eine ruheloße Nacht und qualvolle Stunden verursacht hatte. Ein einfaches beinahe banales Mißverständnis.

Und dann schmettete William Rose das Dankedoodle heraus, daß Eva Rosen einen Schritt zurückfuhr und sich beide Ohren zuhielt.

William Rose aber ließ sich nicht stören, sondern brachte seine musikalische Übung erst formgerecht zu Ende.

„Ich will Dir helfen, Evchen,“ rief er dann froh gelaunt. „Den alten Beit nehme ich auf meine Kappe. Den Pastor laß ich Dir, mein Herz. Teilung der Arbeit ist ein gutes Prinzip.“

Dringend forschten seine Augen in den übrigen, die jetzt plötzlich schelmisch und zärtlich zu ihm aufstrahlten: „Daß Du aber glauben konntest, daß ich . . .“ — flüsterte sie vorwurfsvoll . . .

„Goddam! — es wäre scheußlich gewesen,“ rief er. „Aber ich hatt' es doch nicht ändern können. Ich bin eben kein junger Fant mehr, wie Dein getreuer Freund vom Weithofe und auslachen ließe ich mich nicht gerne auf meine alten Tage. . .“

Jetzt lachte Eva fröhlich auf: „Alte Tage und Du?“ —

„Ja, Evi, das hilft schon nichts, Kriegsjahre zählen doppelt. Ich habe hart gekämpft ums Dasein.“

„Aber Kampf stählt auch,“ jubelte sie ihm zu. „Erhält jung und kraftvoll — man sieht Dir's an, William, daß Du ein Sieger bist.“ — „Eva! — Kind! — Lieb!“

Wie ein Bittern flog's durch den Körper des blonden Sünen, als er das schlanke Mädchen an sich preßte. — „Bist Du mir gut?“

„So sehr. So innig!“ — „flüsterte sie in seinem Arm geborgen, „und nun gehst Du nicht fort — läßt mich nicht allein?“ —

„Niemals will ich Dich verlassen, mit mir sollst Du sein — im Leben und im Sterben — mein bester Kamerad. — Die Welt will ich Dir zeigen hier und jenseits des großen Wassers; — o, Eva, dann heißt es erst das Leben genießen. Für mich — bis jetzt war's nur Kampf ums Dasein gewesen.“ —

Sie lachte halb und weinte halb. Arm in Arm gingen sie weiter, während er Zukunftspläne vor ihr ausbreitete, als hätte es nie etwas anderes gegeben für sie beide zusammen für alle Zeit. —

Als sie endlich ins Schloß zurückkehrten, hatte der frisch-aufsteigende Wind den Nebel verjagt und die Sonne lachte vom Himmel und die feuchten Tropfen an den Bäumen und Sträuchern glitzerten wie Perlen und Edelsteine.

Das war einmal sicher, daß der Besuch des Amerikaners in Kranichstein alles auf den Kopf stellte. Seit seiner Ankunft waren alle Dinge in Bewegung gekommen, war das Leben und Treiben von Grund auf verändert.

Er hatte seinem Bruder wieder Zuversicht und Vertrauen auf die eigene Zukunft eingebläht. Er hatte seiner Schwägerin gründlich Mut zugesprochen. Er hatte nach Schätzen gesucht, um die sich die anderen jahrzehntelang nicht gekümmert hatten und hatte immerhin einige beachtenswerte Erfolge zu verzeichnen, denn auch wenn nichts weiter gewonnen wurde, bildete das Perlenhalsband in jedem Falle ein ansehnliches Vermögensobjekt.

Und dann hatte der Amerikaner einen anderen Schatz, die Zuneigung und Liebe seiner jugendlichen Nichte erobert und im Sturme das Jawort ihrer Eltern errungen.

Nun war Eva Rosen eine glückliche Braut und William Rose, der smarte amerikanische Geschäftsmann mit einem Male ein deutscher Bräutigam.

Am Tage nach jener Verlobung trat Walter Rosen in das Atelier, in welchem William vor allerlei Korrespondenzen saß.

Der ältere Bruder schien heut ein wenig befangen zu sein.

„Ja, höre mal,“ begann er nach allerlei Hin und Her: „Du bist ja über meine Vermögensverhältnisse genau orientiert. Ich brauche Dir also nicht erst zu wiederholen, daß ich unsere Tochter außer einer Ausstattung nichts mitgeben kann.“

William Rose lachte vergnügt auf.

„Gewiß, Walter, das weiß ich alles. Ich bin in der Tat über Deine Verhältnisse orientiert, vielleicht noch besser, als

Du selbst, denn diese Briefe hier hast Du bestimmt noch nicht gelesen.“

Mit diesen Worten schob er ihm einige französische und englische Briefe hin, und der Ältere machte sich daran, die ungewohnte Lektüre zu entziffern.

Es waren Briefe von englischen und französischen Geschäftsfreunden Williams, denen dieser sofort nach der Auffindung des Perlenbandes genaue Beschreibungen und Photographien des wertvollen Schmuckstückes gesandt hatte. Unnahmslos besagten diese Briefe, daß man sich außerordentlich für den Fund interessierte und daß der Wert von 100 000 Mark wohl das Minimum wäre. Sowohl von französischer wie auch von englischer Seite lagen feste Angebote vor, den Schmuck gegen bestimmte Beteiligung in Kommission zu nehmen und eine vorteilhafte Veräußerung sofort in die Wege zu leiten.

Walter Rosen ließ den letzten Brief sinken.

„Dann bin ich in der Tat reicher, als ich dachte und kann Eva eine Mitgift geben.“

Der Jüngere lehnte sich bequem in seinen Sessel zurück.

„Nun wollen wir über alle diese Dinge mal geschäftsmäßig reden, Walter. Zunächst ein Wort voraus. Ich bin selber nicht unbemittelt. Ihr würdet hier in Deutschland vielleicht sogar sagen, daß ich reich sei, denn mein Vermögen beträgt alles in allem etwa 400 000 Dollar, also nach Euren Begriffen wäre ich sogar ein Millionär.“

Der Ältere fuhr erstaunt auf.

„Das hätte ich Dir allerdings nicht zugetraut,“ rief er unbewußt aus, bis sich dann aber auf die Lippe, denn er fühlte wohl, daß das Wort recht deplaziert war.

Doch William lächelte nur darüber.

„Well! Nun habe ich aber mein Vermögen selbstverständlich nicht auf Heller und Pfennig in sicheren Papieren auf der Bank liegen. Es steckt vielmehr zum größeren Teile in meinem Geschäft. Mein Geschäft ist es, was mir Vermögen erworben hat und noch weiter erwerben soll. Ich bin reich genug, um auf eine Mitgift bei Deinen jetzigen Verhältnissen verzichten zu können.“ —

„Ja, aber . . .“ unterbrach ihn der Bruder unsicher.

„Aber ich will alles das, was sich hier finden läßt, im Interesse meines Geschäftes auswerten. Zum Beispiel dies Perlenhalsband. Du hörst, daß der Wert von meinen Geschäftsfreunden auf 100 000 Mark geschätzt wird. Ich mache Dir den Vorschlag, es für uns beide in Amerika zu verwerten und zwar so, daß Du unter allen Umständen 100 000 Mark dafür bekommst, daß aber der überschüssende Betrag zwischen uns beiden geteilt wird.“ —

Walter Rosen reichte seinem Bruder die Hand hin.

„Topp, William! Das ist mir recht, schlage ein!“

„Nun weiter, Walter. Sollten wir vielleicht doch noch das Bild finden, so werden wir ein ähnliches Abkommen treffen. Ich denke, Du gibst mir dann 20 Prozent vom Verkaufspreis.“

„Hast Du es etwa schon gefunden?“ fragte der Ältere bestrebt.

„No my dear! Leider noch ganz und gar nicht. Ich handle tatsächlich um die Haut des Bären, bevor er erlegt ist. Ich hatte eine stille Hoffnung, daß es etwa unter diesem alten Schweden hier stecken könne und habe ein Echsen vorsichtig abgelöst. Aber die Hoffnung war leider hinfällig. Du siehst, die klare Leinwand ist sichtbar geworden. Aber ich gebe den Kampf noch nicht auf. Und jetzt, nachdem ich mit Eva einig bin, am allerwenigsten.“

„Du hast also immer noch Hoffnung?“

„Ich habe sie. Die gebe ich noch lange nicht auf, Walter. Und nun sind wir über alles einig. Meinen Geschäftsfreunden werde ich schreiben, daß ich mir die Verwertung des Schmuckes vorläufig noch selber vorbehalten will.“

Dr. Otto Rosen saß in seinem Zimmer in der Seidelberger Klinik. Eben war er mit der Lektüre eines langen Briefes von Kranichstein zu Ende gekommen. Da erzählte seine Schwester in langen Sätzen von dem amerikanischen Verwandten, von dessen Tüchtigkeit und wie das ganze Leben dort durch dessen Einfluß ein anderes Gesicht bekommen habe.

Dr. Rosen wurde bei der Lektüre immer nachdenklicher. Die Ahnung stieg in ihm auf, daß auch am Ende seine reichen Weihnachtsgeschenke auf diesen amerikanischen Besuch zurückzuführen seien. Der energische und geschäftstüchtige jugendliche Oheim begann ihm zu imponieren. Aber seine Gedanken wurden dabei nicht froher.

(Fortsetzung folgt.)

1. Suchbild.



Wieviel Feinde sind auf dem Bilde?

2. Homonym.

Willst du verreisen, kann das Wort
Müßlos dich vorwärts bringen,
Dast du es nicht als Eigenschaft,
Wird nie dir was gelingen.

3. Rätsel.

Ich sah an eins im Walde nieder,
Und nahm das zweite Wort hervor,
Ein Ganzes war es, da stieg wieder
Erinnerung leuchtend mir empor.

Verklungen Stimmen durst ich lauschen,
Verjunkte Bilder zeigten sich,
Und bei der Blätter leisem Rauschen —
Die Jugendzeit, sie grüßte mich.

4. Aufgabe.

Palast. Thee. Angers. Halter.
Regina. Granate.

Aus jedem der obigen Wörter ist ein Buchstabe zu wählen. Durch verschiedene Anordnung der sechs Buchstaben sind vier Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. und 2. je eine Stadt in Griechenland, 3. ein Badeort in der Schweiz, 4. ein Beamter im persischen Reiche. Die Buchstaben, die von obigen Wörtern übrig bleiben, sind zu neuen Wörtern zusammenzustellen: 1. ein Gebirge in Afrika, 2. ein Bund, 3. eine Rolle aus „König Lear“, 4. ein Ort am Darz, 5. ein Fluß in Afrika, 6. eine Stadt in Afrika. — Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter lassen sich so ordnen, daß sie zuerst eine Stadt in Italien und dann ein gefährliches Tier nennen.

5. Vexierbild.



Wo steht der Franktireur?

6. Neujahrs-Würfelsprung.

Neu	hat	die	klein	für	ei	zu	bei
ver	ten	schall	her	ben	dem	seß	saat
gott	es	hüll	te	gei	gro	fer	stirr
wer	ei	in	ru	ho	sal	ger	stirn
jahr	ten	te	len	freund	und	her	fel
ne	doch	sung	bei	he	stieß	ger	at
so	nem	auch	ge	bleibt	ten	wür	te
wie	so	se	scho	die	ern	und	mit

7. Abstrich-Rätsel.

Als eine Seestadt weltbekannt,
Lieg ich nicht weit vom Meer,
Schneid ab den Kopf mir, dann grüß ich
Dich hoch vom Berge her.

8. Rätsel.

Liebtlich wach' in der Flut ich empor,
Den Menschen zur Freude,
Wenn ihr ein Zeichen vertauscht,
Bring' ich den Schiffen Gefahr.

„Ich sah an eins im Walde nieder, Und nahm das zweite Wort hervor, Ein Ganzes war es, da stieg wieder Erinnerung leuchtend mir empor.“

Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg
der am 8. November mit einem Zeppelinluft-
schiff in 3 Stunden von Temesvar nach Sofia
flog und dort jubelnd begrüßt wurde.



Englische Zerstörungswut.

Von den Engländern auf ihrem Rückzug im Nisnecanal versenkte Schiffe, die ohne jeden strategischen Wert geopfert wurden, da sie das Vordringen der siegreichen Deutschen in keiner Weise hindern konnten.